



In «Squid Game» werden die Spieler von maskierten Bewachern drangsaliert.

NOH JUHAN / NETFLIX

Netflix spielt «Squid Game»

Der brutale Streaming-Hit soll eine Reality-Show werden. Das könnte böse enden – für die Plattform

ANDREAS SCHEINER

«Squid Game» wird verwurstet. Geplant ist ein Reality-Format: Aus der blutigen Serie soll Ernst werden, der Streaminganbieter sucht Freiwillige, die den Stoff in einer Fernsehsendung nachspielen. Man muss sich fragen: «Squid Game» in echt? Wie tief sitzt Netflix in der Tinte?

Nach allem, was man hört, steckt die Plattform in ihrer ersten nennenswerten Krise. Kunden loggen sich aus und werden nie mehr gesehen, Mitarbeiter müssen gehen. Auch die Aktie kommt nicht mehr. Woran liegt es? Hat die Menschheit Netflix-Ennui oder generell keine Lust mehr auf Film und Serien? Ins Kino geht man ja auch nur noch für Tom Cruise und andere Dinosaurier. Oder sollte man es entspannt sehen: Streaming kommt von Strömung, mal reisst's einen mehr mit, mal weniger?

Für Amazon, zum Beispiel, stellt sich kein so gravierendes Problem. Der Gemischtwarenladen lebt längst nicht von Video-on-Demand allein. Wem die Lust auf Serien vergeht, der bestellt vielleicht eine Saftpresse, Zahnbürstentöpfe; etwas fehlt immer. Auch Apple und Disney sind nicht abhängig vom Streaming. Nur Netflix ist die Videothek geliebten, die sie von Anfang an war. Ausser Bewegtbildern hat man nichts anzubieten, die Filme und Serien sind ein Klumpenrisiko: Der Konzern muss alles aus den Stoffen herausholen.

Keine Lebensgefahr

Nun war nie etwas auf Netflix so erfolgreich wie «Squid Game». Da dachte man sich in der Chefetage offenbar: Auch eine Krake lässt sich melken. Die zweite Staffel war schnell in Auftrag gegeben, aber der Serienschöpfer Hwang Dong Hyuk hat gleich gewarnt: Mindestens anderthalb Jahre brauche er für die Umsetzung. Die Zeit überbrücken soll jetzt also ein Reality-Format: «Squid Game: The Challenge».

Doch wie bloss wird das aussehen? Zur Erinnerung: In der koreanischen Serie sehen sich arme Schlucker von Superreichen auf eine einsame Insel ge-

bracht, wo sie in einer Art von spätkapitalistischen Gladiatorenkämpfen gegeneinander antreten. Gespielt werden Kinderspiele wie Seilziehen oder Murmeln, wer verliert, bezahlt mit dem Leben, und es wird so lange weitergemacht, bis das 456. Frau und Mann starke Teilnehmerfeld fast ausgeradiert ist. Wer am Ende noch steht, bekommt 4,56 Millionen Dollar.

Für das Reality-Format werden nun ebenfalls 456 Freiwillige gesucht, die sich um die Gefahrezulage von 4,56

Was bleibt ohne den Brutalofaktor? Will man etwa erwachsenen Menschen beim Murmeln zusehen?

Millionen streiten. Wobei die Gefahren überschaubar sein dürften. In der weltweiten Ausschreibung (jeder, der Englisch spricht und über 21 Jahre ist, kann sich im Internet bewerben) ist zwar von «heart-stopping games» die Rede. Aber niemand soll einen Herzstillstand erleiden (Netflix will ja nicht 455 potenzielle Abonnenten verlieren). In einer Fussnote wird auch sicherheitshalber festgehalten: «All players will leave unscathed.» Die Spieler sollen unverehrt bleiben.

Bloss: Was bleibt von «Squid Game» ohne den Brutalofaktor? Will man etwa erwachsenen Menschen beim Murmeln zusehen oder beim «Dalgona»-Spiel, in dem mit einer Nadel Kekse in eine Form gestochen werden? Es wäre das schlechteste Reality-TV der Welt. Man stürbe höchstens vor Langeweile.

Die Macher müssen sich etwas einfallen lassen. Sie werden vermutlich andere Kinderspiele suchen, die Ekel, Nervenzitzel, wenn nicht Verletzungsgefahr versprechen. Denn das ist die Grundlage des Trash-TV: Es ermöglicht einen Blick auf Menschen, die sich erniedri-

gen lassen, sich quälen und abstrampeln. Idealerweise sind es B-Promis oder Eins-A-Prolls. Denn der Fernsehzuschauer soll sich ihnen überlegen fühlen.

Der Klassiker ist die Überwachungsübung «Big Brother»; grosser Beliebtheit erfreuen sich auch Überlebensshows, in denen Menschen an unwirtlichen Orten ausgesetzt werden, wo sie dann zu sich schauen müssen. Mangrovenwürmer essen im Outback, einsam und unterkühlt im Yukon Schneeschaf zählen, drei Wochen Nacktdating in der Serengeti – es gibt nichts, was es nicht gibt. Das Realitätsfernsehen lebt vom Komparativ: bekloppt, noch bekloppter, am beklopptesten.

Wo soll das nur hinführen? Man denkt auch an «Dau», das filmische Sozialexperiment von Ilja Chrschanowski: Der russische Regisseur hat vor einigen Jahren in Charkiw in der Ukraine den Stalinismus simuliert. Schauspieler, aber auch Laien lebten teilweise bis zu zwei Jahre in der Nachbildung eines sowjetischen Wissenschaftsinstituts. War eine Erfahrung von Totalitarismus das Ziel, so gestaltete sich diese laut einigen Teilnehmern am Ende gar plastisch: Sie fühlten sich drangsaliert wie in einem echten Terrorregime.

Es mangelte «Dau» nicht an Gewalt und Sex. Wie viel davon gestellt beziehungsweise einvernehmlich war, ist die Frage. Das kontroverse Sozialexperiment gebar aber äusserst beklemmende, handwerklich übrigens hervorragende Filme (und einige Babys). Verglichen mit diesem stalinistischen «Big Brother» nimmt sich das gängige Reality-Format recht gemässigt aus.

Die Realität ist schlimmer

Und ein Chrschanowski kann sich noch steigern: Vor dem Krieg wurde er zum künstlerischen Leiter der Holocaust-Gedenkstätte Babi Jar bei Kiew ernannt und kündigte an, kein konventionelles museales Gedenken im Sinn zu haben. Vielmehr wolle er vermittels virtueller Realität und Deepfakes das Massaker aus dem Zweiten Weltkrieg erfahrbar machen. Wobei die Besucher nicht nur

den Opfer-, sondern auch den Täterblick einnehmen würden. Kritiker sprachen von einem «Holocaust-Disneyland».

Aus diesem wird vorerst nichts: Wer einen neuen Krieg hat, braucht nicht den alten zu simulieren. Bleibt die Erkenntnis: Reality-Formate mögen noch so schlimm sein, die Realität ist schlimmer. Was nun eben auch wieder für «Squid Game» gilt: Im Original waren es Leute im Schuldenloch, die auf der Milliardärsinsel um viel Geld und das nackte Überleben kämpften. An Leuten, denen es echt dreckig geht und die sich deswegen für die «Challenge» bewerben, wird es nicht mangeln.

Man darf sich fragen, ob die Entscheidungsträger bei Netflix eigentlich den eigenen Content schauen. Oder was an «Squid Game» haben sie nicht verstanden? Übermässig kompliziert ist die Sache ja nicht: Die Sozialsatire will durch die Darstellung der tödlichen Wettbewerbe den Zynismus einer raubtierkapitalistischen Welt anprangern. Wenn Netflix nun also die Dystopie Realität werden lässt, bleibt von der Satire nicht viel übrig. «Squid Game» sagt: «Schaut, wie verkommen die Welt ist.» Netflix antwortet: «Ja, und wir sind der Beweis.»

Netflix-Chefs als Bösewichte?

In «Squid Game» ist der Schurke ein alter Geschäftsmann, der sich die Spiele ausgedacht hat. Als Bösewichte in «Squid Game: The Challenge» müssten eigentlich die Netflix-Chefs Ted Sarandos und Reed Hastings herhalten. Aber wenn die Realität gerne schlimmer ist als das Realitätsfernsehen, so ist sie auch komplizierter. Der versteckte Witz der Challenge ist: Nicht nur die Teilnehmer brauchen das Geld, sondern auch der Milliardenkonzern. Denn dieser lebt auf Pump.

Um das Angebot an Filmen und Serien auszubauen, hat das Unternehmen über die Jahre an die 15 Milliarden Dollar Schulden angehäuft. Die Zinsen steigen, die Zuschauerzahlen sinken. Wer also kämpft hier um sein Überleben? «Squid Game: The Challenge»: Die Sache ist vielleicht doch spannender als gedacht.

Kiew wird nach der Revolution neu erfunden

Ein Meisterwerk der ukrainischen Moderne erstmals auf Deutsch

ULRICH M. SCHMID

Walerjan Pidmohylnyj (1901–1937) wurde in ein grausames Jahrhundert hineingeboren, das zunächst mit hochtrabenden Versprechen von sozialer Gerechtigkeit und nationaler Befreiung antrat und seine Kinder wenig später auf grausame Weise verschlang.

Pidmohylnyjs sprachgewaltiger Roman «Die Stadt» hat drei Helden: den Protagonisten, Kiew und die ukrainische Literatur. Der Verfasser spiegelt sich in der Figur des debütierenden Schriftstellers Stepan Radschenko, der aus der ukrainischen Provinz nach Kiew kommt. Auch in der Sowjetukraine gab es so etwas wie die Roaring Twenties: Die neue ökonomische Politik erweiterte den Aktionsradius einer von Revolution und Bürgerkrieg gebeutelten Generation. Eine pragmatische Kulturpolitik gewährte den Künstlern Freiräume, in denen sich Modernismus und Avantgarde entwickeln konnten. Das Machtzentrum der Sowjetukraine lag bis 1934 in der Hauptstadt Charkiw.

Kiew findet zum Leben

Das ehrwürdige Kiew mit seiner tausendjährigen Geschichte musste unter sowjetischen Bedingungen neu erfunden werden – Walerjan Pidmohylnyj übernahm diese Aufgabe in seinem Meisterwerk, das heute als Klassiker der ukrainischen Moderne gilt. Die Stadt erlangt im Roman ein eigenes Leben: Kiew erwacht mit einem heftig schlagenden Puls aus seinem Schlaf, Kiew stranguliert seine Bewohner, Kiew schnurrt in der Sonne wie eine grosse verwöhnte Katze, Kiew kann aber auch als Leichnam verweisen.

Der Protagonist Radschenko erobert die Metropole – und wird von ihr erobert. Die erotische Verführungskraft der Stadt, in der sich Anziehung und Enttäuschung abwechseln, tritt dem jungen Schriftsteller in Gestalt von vier Frauen entgegen: Die naive, impulsive Nadjka erweckt in ihm eine romantische Liebe. Die reife, verheiratete Musinka lehrt ihn sexuelle Leidenschaft. Die kaprizösige Zoya spielt mit ihm. Die elegante Tänzerin Rita schlägt ihn in ihren Bann. Radschenko arbeitet als Ukrainischlehrer und versucht, den Graben zwischen dem anstrengenden Leben der Landbevölkerung und der arroganten Nabelschau der Städter zu überwinden.

Stalinistischer Terror

Die literaturhistorische Bedeutung des Romans liegt in der Dokumentierung jenes flüchtigen Moments, in dem die Sowjetmacht die jungen Nationsprojekte im Sozialismus fördern wollte. Der junge Sowjetstaat wollte in allem das Gegenteil des Zarenreichs sein. Dazu gehörte auch die Abkehr von einem grossrussischen Patriotismus.

Allerdings fand die wohlwollende Haltung des Kremls gegenüber der Ukraine bald ein Ende. Zu Beginn der dreissiger Jahre wurde die sowjetische Kulturpolitik immer restriktiver. Ukrainische Revolutionäre wurden ins Gefängnis geworfen oder in den Selbstmord getrieben. Auch Walerjan Pidmohylnyj geriet in den Mahlstrom des stalinistischen Terrors: 1934 wurde er in Charkiw unter dem absurden Vorwurf einer antikommunistischen Verschwörung verhaftet und in das Straflager von Solowki deportiert. Am 3. November 1937 wurde er mit anderen führenden Autoren des ukrainischen Modernismus in Sandarmoch hingerichtet.

In der ukrainischen Literaturgeschichte wird diese Schriftstellergeneration als «erschossene Renaissance» bezeichnet. Walerjan Pidmohylnyjs Schicksal verfügt über eine tragische Aktualität: In Russland verweigert man sich der Aufarbeitung der Vernichtung der ukrainischen Kulturelite bis heute.

Walerjan Pidmohylnyj: Die Stadt. Aus dem Ukrainischen von Alexander Kratochwil, Lukas Joura, Jakob Wunderwald und Lina Zalitok. Guggolz-Verlag, Berlin 2022. 414 S., Fr. 39.90.